

HEYNE <

ZUM BUCH

Cato rannte schon los, während Macro noch fiel. In diesem Moment dachte Cato nicht an seine Verantwortung gegenüber den anderen Männern oder an die Pflicht eines Kommandanten, den Verlust eines Einzelnen in Kauf zu nehmen. Er sah jetzt nur noch Macro verletzt daliegen, während die Aufständischen triumphierend losstürmten und die Waffen schwangen, um den römischen Centurio zu töten. Im Laufen riss Cato das Schwert aus der Scheide und ging mit zusammengebissenen Zähnen vor dem bewusstlosen Freund in Position, um Macro zu verteidigen.

Die ersten Rebellen stürmten mit dem Speer voran auf ihn zu; jeder wollte die Ehre erringen, einen hochrangigen römischen Offizier zu töten. Der Kampf begann ...

Am Ende des Buches findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis von Simon Scarrow.

ZUM AUTOR

Simon Scarrow wurde in Nigeria geboren und wuchs in England auf. Nach seinem Studium arbeitete er viele Jahre als Dozent für Geschichte an der Universität von Norfolk, eine Tätigkeit, die er aufgrund des großen Erfolgs seiner Romane nur widerwillig und aus Zeitgründen einstellen musste.

Besuchen Sie Simon Scarrow im Internet unter
www.simonscarrow.co.uk

SIMON SCARROW

DAS BLUT ROMS

Roman

Aus dem Englischen von
Norbert Jakober

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE BLOOD OF ROME erschien 2018
bei Headline Publishing Group, London



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Vollständige deutsche Erstausgabe 09/2019
Copyright © 2018 by Simon Scarrow
Copyright © 2019 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Lars Zwickies

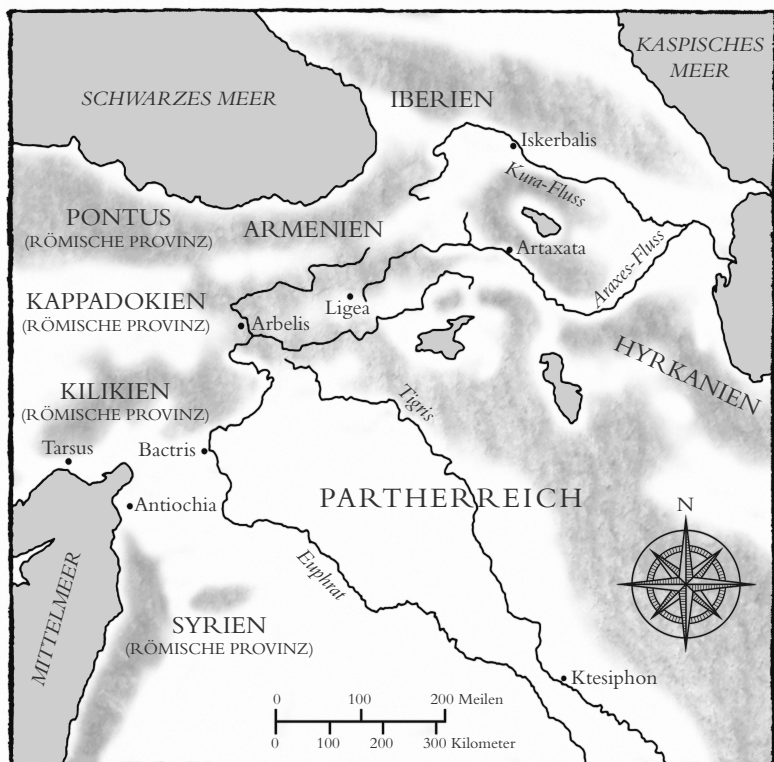
Printed in Germany

Umschlagillustration: animagic/Splitter GmbH & Co KG,
unter Verwendung von © Arcangel/Rekha Garton: Fotolia/Luis Lour
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-453-47177-1

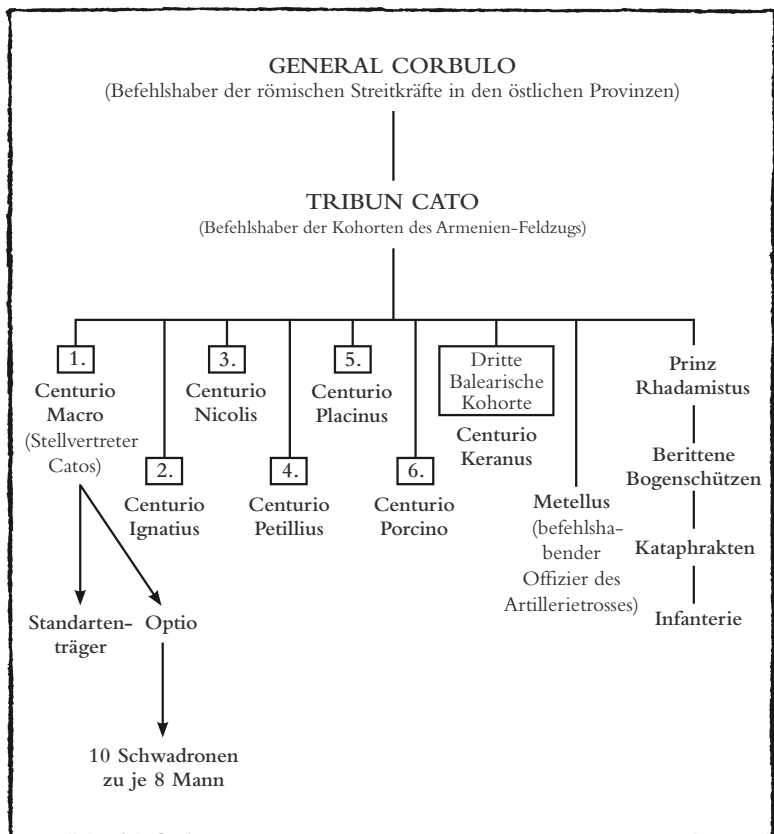
www.heyne.de

Für die Oberfeldwebel Coates und Hillary
und alle anderen Macros unserer Zeit.

DAS GRENZGEBIET ZWISCHEN ROM UND DEM PARTHERREICH IM ERSTEN JAHRHUNDERT



DIE BEFEHLSKETTE DER PRÄTORIANERGARDE



KAPITEL 1

*Ktesiphon, Hauptstadt des Partherreichs,
März 55 n. Chr.*

Die untergehende Sonne beleuchtete das breite Band des Tigris, sodass der Fluss wie geschmolzenes Gold unter dem blassen Orange des Himmels erstrahlte. Die Luft war kühl und windstill, die letzten Wolken des Gewitters, das sich über der Stadt entladen hatte, waren nach Süden weitergezogen und hatten einen feinen Eisengeruch zurückgelassen. Die Diener des königlichen Palastes eilten hin und her, um im Pavillon am Fluss alles für die Zusammenkunft des Königs mit seinen engsten Vertrauten vorzubereiten. Sie würden heute Abend darüber beraten, wie man mit der wachsenden Bedrohung durch die Römer umgehen sollte. Überwacht wurden die Arbeiten vom Kammerherrn des Königs, der die Diener mit ungeduldigen Zurufen und Schlägen antrieb. Er war ein zaundürre Mann, frühzeitig ergraut angesichts der ständigen Unsicherheit, in der man in den Diensten eines jähzornigen Herrschers lebte, dessen Reich sich von den Ufern des Indus bis zur Grenze der römischen Provinz Syrien erstreckte. König Vologaeses war fest entschlossen, den Einfluss des Partherreichs auszuweiten und seine Pläne von niemandem durchkreuzen zu lassen. Wer sich ihm und seinem Schicksal in den Weg stellte, musste die Konsequenzen tragen – ob es

sich um einen rebellischen Adligen oder nur um einen ungeschickten Diener handelte. Der letzte Kammerherr hatte es bei einem Festmahl verabsäumt, dafür zu sorgen, dass das Essen dem König heiß genug serviert wurde. Dafür hatte man ihn beinahe zu Tode gepeitscht und danach auf die Straße geworfen. Der jetzige Kammerherr war fest entschlossen, diesem Schicksal zu entgehen. Deshalb trieb er seine Untergebenen mit wütenden Befehlen und Schlägen an, während diese die Diwane aufstellten, die Kohlebecken befüllten und an drei Seiten des Pavillons dicke bestickte Wandschirme anbrachten. Die vierte Seite blieb offen, damit der König und seine Gäste die Aussicht auf den Fluss genießen konnten, während die Sonne hinter dem Horizont verschwand und die Sterne nach und nach am Himmel erschienen und das dunkle Wasser des Flusses schimmern ließen.

Als die letzten Seidenkissen sorgfältig ausgelegt waren, warteten die Diener an den Seiten des Pavillons, während der Kammerherr ihre Arbeit überprüfte und noch geringfügige Änderungen vornahm, bis er absolut nichts mehr fand, woran sein Herr Anstoß nehmen könnte. Zwar neigte Vologaeses nicht unbedingt dazu, den Luxus, von dem er umgeben war, bis ins kleinste Detail zu begutachten. Dennoch, dachte sich der Kammerherr, war es besser, Sorgfalt walten zu lassen, als auch nur das kleinste Risiko einzugehen, den Zorn des Königs auf sich zu ziehen. Nachdem er alles überprüft hatte, klatschte er laut in die Hände.

»Los, ihr Hunde! Bringt Früchte und Wein.«

Während die Diener sich anschickten, seine Anweisungen auszuführen, wandte er sich seinem Stellvertreter zu: »Und du, sag dem Küchenmeister, er soll alles vorbereiten,

damit er das Essen jederzeit auftragen kann, sobald ich die Anweisung gebe.«

Sein Stellvertreter, ein junger, fülliger Mann, der zweifellos damit liebäugelte, ihn möglichst bald zu ersetzen, nickte und eilte los. Der Kammerherr warf einen letzten prüfenden Blick auf die Arbeit seiner Leute, dann trat er vor das Podium des Königs und begutachtete mit zusammengekniffenen Augen den großen Diwan, die Kissen und Decken. Er beugte sich vor, strich den Stoff an einer Stelle glatt, wo er eine kleine Falte bildete, trat einen Schritt zurück und verschränkte zufrieden die Arme. Dann schlich sich ein seltenes Lächeln in sein Gesicht, und er sah sich rasch um. Er war allein. Solche Momente waren ihm nicht oft vergönnt – zu zahlreich waren die Pflichten, die sein Amt mit sich brachte. Die Augenblicke der Muße verstrichen allzu schnell; bald würden die Diener mit Früchten und Wein zurückkehren, und der königliche Vorkoster würde von jeder Schüssel essen und aus jedem Krug trinken, um sicherzugehen, dass König Vologaeses sich gefahrlos an Speis und Trank laben konnte. Das Reich der Parther war groß und beständig – nicht ganz so beständig war die Herrschaft seiner Könige. Nicht selten fiel der Herrscher einer Verschwörung durch mächtige Adlige oder den ehrgeizigen Plänen eines Mitglieds der königlichen Familie zum Opfer.

Der Kammerherr atmete tief durch und betrachtete lächelnd den Diwan des Königs. Ihn überkam ein starkes Verlangen, sich in die seidenen Kissen zu werfen, solange er allein und unbeobachtet war. Es würde ganz schnell gehen, niemand würde es bemerken. Sein Herz raste bei der Aussicht auf eine so gewagte Überschreitung seiner Befug-

nisse. Für einige Augenblicke war er drauf und dran, der Verlockung nachzugeben. Doch dann trat er einen Schritt zurück, als ihm mit Schaudern bewusst wurde, was ihm blühte, falls der König herausfände, was er getan hatte. Obwohl der Kammerherr im Moment völlig allein war, beherrschte die Angst vor seinem Herrn sein Herz, und er zitterte angesichts des wahnwitzigen Gedankens, der ihn für einen kurzen Moment in Versuchung geführt hatte. Er drehte sich um, eilte zur Treppe und blickte auf den Garten zu beiden Seiten des Weges hinaus, der zum Palast führte. Der erste Diener näherte sich bereits mit einem riesigen silbernen Teller, auf dem sich Feigen, Datteln und andere erlesene Früchte türmten.

»Lauf, du fauler Hund!«, blaffte der Kammerherr. Der Mann beschleunigte seine Schritte und bemühte sich, nichts zu verlieren und die sorgfältig arrangierten Früchte nicht durcheinanderzubringen.

Der Kammerherr schaute sich noch einmal prüfend um und schickte ein rasches Stoßgebet zu Mithra mit der Bitte, dass sein Herr nichts finden möge, was sein Missfallen erregte.

Als der König mit seinem kleinen Gefolge aus dem Palast kam, war die Sonne bereits hinter dem Horizont verschwunden, und ein bronzefarbenes Band zierte den Himmel über der verdunkelten Landschaft jenseits des Flusses. Nach oben hin ging der Bronzeton ins Violette und schließlich in die samtschwarze Dunkelheit der Nacht über, in der bereits die ersten Sterne als kleine silbrige Lichter leuchteten. Ein Trupp Leibwächter marschierte, mit Speeren bewaffnet, voraus. Sie trugen weite, reich bestick-

te Hosen, die in ledernen knöchelhohen Schuhen steckten. Ihre Schuppenharnische und konischen Helme glänzten im Lichtschein der Fackeln und Kohlebecken, die zu beiden Seiten des Weges brannten. Doch ihr Äußeres wirkte wie schlichtes Eisen neben purem Gold, verglichen mit der prachtvollen Erscheinung ihres Herrn. Vologaeses war ein hochgewachsener, stattlicher Mann mit breiter Stirn und kantigem Kinn, das durch den sorgfältig getrimmten schwarzen Bart noch betont wurde. Ebenso dunkel waren seine Augen, die wie blank poliertes Ebenholz glänzten und seinem Blick etwas Eindringliches, Ehrfurchtgebietendes verliehen. Dennoch war auch ein Funke Humor in seinem Gesicht zu erkennen. Seine Mundwinkel hoben sich zu einem angedeuteten Lächeln, wenn er mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme sprach. Er besaß durchaus Witz und konnte sich auch gütig zeigen – Eigenschaften, die seine Klugheit und seinen Ehrgeiz trefflich ergänzten, sodass er bei seinen Soldaten und im Volk recht beliebt war. Alle, die ihn etwas besser kannten, wussten jedoch, wie schnell seine Stimmung kippen konnte. Also lächelten sie, wenn er lächelte, und schwiegen ängstlich, wenn er tobte.

An diesem Abend war seine Stimmung eher gedämpft. Aus Rom war die Nachricht vom – angeblich gewaltsamen – Tod Kaiser Claudius' ins Partherreich gelangt. Nun, da dessen Adoptivsohn Nero die Nachfolge auf dem Thron angetreten hatte, stellte sich für Vologaeses die Frage, wie sich dieser Machtwechsel auf die angespannten Beziehungen zwischen den Parthern und Rom auswirken würde. Wieder einmal war Armenien zum Zankapfel zwischen den beiden mächtigen Reichen geworden, jenes unglückselige Grenzgebiet, auf das es sowohl Rom als auch

die Parther abgesehen hatten. Vor vier Jahren war Prinz Rhadamistus aus dem benachbarten Königreich Iberien in Armenien eingefallen, hatte den König und seine Familie getötet und selbst den Thron übernommen. Rhadamistus hatte sich als ebenso grausam wie ehrgeizig erwiesen, und die Armenier hatten sich mit der Bitte an Vologaeses gewandt, sie von dem Tyrannen zu befreien. Also hatte er seine Armee nach Armenien entsandt, Rhadamistus vertrieben und seinem Bruder Tiridates den Thron übergeben. Vologaeses wusste, dass die Römer dies als Provokation auffassen würden, da sie Armenien seit über hundert Jahren ihrem Einflussbereich zurechneten. Rom würde den Einmarsch der Parther nicht tatenlos hinnehmen.

Der Kammerherr, der beim Eingang zum Pavillon gewartet hatte, verbeugte sich tief, während der König mit seinem Gefolge die Stufen hochstieg. Die Leibwächter nahmen ihre Posten vor dem Pavillon ein, nur zwei besonders kräftige Wächter gingen zu beiden Seiten des königlichen Podiums in Stellung. Vologaeses ließ sich auf dem Diwan nieder und machte es sich bequem, ehe er den Angehörigen seines Rates ein Zeichen gab.

»Setzt euch.«

Bei einer förmlichen Zusammenkunft wären seine Gäste vor ihrem Herrn stehen geblieben, doch Vologaeses hatte sie diesmal aus gutem Grund in den Pavillon kommen lassen und auf strenge Etikette verzichtet, um seine Untergebenen zu ermutigen, offen ihre Meinung zu äußern. Nachdem sie ebenfalls auf ihren Diwanen Platz genommen hatten, beugte der König sich vor, nahm sich eine Feige vom Teller und biss hinein, womit er den anderen die Erlaubnis gab, sich ebenfalls zu bedienen.

Vologaeses warf die halb verzehrte Frucht auf den Teller und sah in die Runde. Seine engsten Berater waren anwesend: Sporaces, sein bester General, Abdagases, der königliche Schatzmeister, und Prinz Vardanes, der älteste Sohn des Königs, der ihn eines Tages auf dem Thron beerben würde. Ein Gesandter von Tiridates vervollständigte die Runde – ein junger Mann namens Mithrax, der etwa im gleichen Alter wie der Prinz war.

»Meine Freunde, wir wollen keine Zeit verschwenden«, begann Vologaeses. »Ihr werdet mir also nachsehen, dass ich mich nicht lange mit Nebensächlichkeiten aufhalte und gleich zur Sache komme. Ihr habt alle die Nachricht aus Rom vernommen. Wir haben es mit einem neuen Kaiser zu tun. Nero.«

»Nero?« Sporaces schüttelte den Kopf. »Der Name sagt mir nichts, Herr.«

»Das überrascht mich nicht. Kaiser Claudius hat ihn erst vor wenigen Jahren adoptiert. Seine letzte Frau hatte ihn in die Ehe mitgebracht.«

»Die Frau, die zugleich Claudius' Nichte ist«, ätzte Prinz Vardanes, schnalzte mit der Zunge und hob eine Augenbraue. »Diese Römer, ein dekadentes Pack. Immer für einen Skandal gut.«

Die anderen lächelten über seine Bemerkung.

»Was wissen wir über diesen Nero?«, fuhr Sporaces fort. Der General war ein Veteran, der wenig Zeit für die schönen Seiten des Lebens hatte, was sich in seinem hageren Gesicht widerspiegelte. Am Königshof gab es nicht wenige, die den Mann wegen seiner ungehobelten Manieren verachteten, doch Vologaeses schätzte ihn als hervorragenden Soldaten. Dazu kam, dass Sporaces als Sohn eines

griechischen Söldners und einer Hure aus Seleukia von den Adligen im Partherreich mit Ablehnung betrachtet wurde und somit keine Bedrohung für Vologaeses darstellte.

Der König deutete mit einem Kopfnicken auf Abdagases. Dieser leitete das Netzwerk von Spionen, deren Aufgabe es war, Informationen aus dem Römischen Reich zu sammeln. »Du hast den vollständigen Bericht gelesen. Sag du es ihnen.«

»Ja, Herr.« Abdagases räusperte sich. »Erstens ist Nero sehr jung – er ist erst sechzehn. Also mehr ein Junge als ein Mann.«

»Das mag ja sein.« Sporaces neigte den Kopf zur Seite. »Aber Augustus war auch erst achtzehn, als er seine Gegner beseitigte und sich zum ersten Kaiser Roms aufschwang.«

»Nero ist kein Augustus«, widersprach der Schatzmeister energisch. »Vielleicht wird er es eines Tages, obwohl laut unseren Informanten in Rom die Wahrscheinlichkeit nicht allzu hoch ist. Der neue Kaiser sieht sich eher als Künstler, als Musiker und Poet. Er umgibt sich mit Schauspielern, Musikern und Philosophen. Rom will er zum Mittelpunkt der Kunst machen. Für Krieg und Eroberung interessiert er sich kaum.«

»Ein Künstler? Ein Musiker?« Sporaces schüttelte den Kopf. »Was ist das für ein verrückter Kaiser?«

»Einer, der uns hoffentlich in die Hände spielen wird«, sagte Vologaeses. »Wenn es nach mir geht, darf sich der junge Nero gerne weiter den Künsten widmen – dann wird ihn das Geschehen in Armenien vielleicht nicht weiter stören.«

Abdagases nickte. »Jawohl, Herr, darauf können wir hoffen. Trotzdem wäre es klug, sich nicht allein von der

Hoffnung leiten zu lassen. Nero mag ein Dilettant sein, dennoch sollten wir ihn nicht unterschätzen. Er ist von Beratern umgeben, die klug und erfahren genug sind, um uns große Probleme zu bereiten. Vor allem auch deshalb, weil sie an der römischen Krankheit leiden.«

»Wie bitte?« Vardanes hob eine Augenbraue, nahm sich eine zweite Feige und biss hinein. Er kaute einen Moment, ehe er mit vollem Mund hinzufügte: »Von welcher ... Krankheit ... sprichst du?«

»Einige hier am königlichen Hof verwenden diesen Ausdruck für jene Römer, die von ihrem Streben nach Ruhm und ihrem starren Ehrbegriff besessen sind. Kein römischer Aristokrat von Rang lässt sich eine Gelegenheit entgehen, Ruhm und Ehre für seine Familie zu erlangen. Um jeden Preis. Deshalb hat Crassus versucht, unser Reich einzunehmen, und ist daran gescheitert. Und Marcus Antonius ebenso. Sie sind von dem Ehrgeiz zerfressen, die Leistungen ihrer Vorfahren zu übertreffen und Dinge zu erreichen, an denen andere gescheitert sind.« Abdagases hielt einen Moment inne. »Es scheint, als würden die Römer nach dem Scheitern von Crassus und Antonius das Partherreich als besondere Herausforderung betrachten, die es zu meistern gilt. Es gibt gewiss auch vernünftige Männer unter ihnen, die die richtigen Schlüsse aus Niederlagen ziehen. Doch der Ehrbegriff der römischen Aristokraten hat sich bisher noch jedes Mal gegen ihre Vernunft durchgesetzt. Augustus war schlau genug zu erkennen, dass er in seinen Beziehungen zu uns mit diplomatischem Geschick mehr erreichen konnte als mit militärischen Mitteln, und seine Nachfolger sind mehr oder weniger seinem Beispiel gefolgt. Auch wenn das vielen Senatoren nicht gepasst hat,

die lieber Krieg gegen uns geführt hätten. Die Frage ist: Wird dieser neue Kaiser den vielen Einflüsterern in seinem Umfeld und dem Druck des Senats nachgeben?»

»Ich will es nicht hoffen«, beantwortete Vologaeses seine Frage. »Wir können uns keinen Krieg mit Rom leisten, solange uns Feinde an anderen Fronten bedrohen.«

Vardanes seufzte. »Du sprichst von den Hyrkaniern, Vater?»

Vardanes war der Lieblingssohn des Königs. Er besaß Mut, Intelligenz und eine charismatische Ausstrahlung – Eigenschaften, die ein zukünftiger Thronerbe gut gebrauchen konnte. Er war jedoch auch ehrgeizig – ein Charakterzug, den man ebenso fürchten wie bewundern musste. Vor allem im Partherreich. Das Gesicht des Königs verdüsterte sich.

»Ja, die Hyrkanier. Ich fürchte, sie sind nicht einverstanden mit der Erhöhung der Tributzahlungen, die ich angeordnet habe.«

Vardanes lächelte. »Das ist keine Überraschung. Und es kommt gerade jetzt sehr ungelegen, da wir unsere griechischen Untertanen gezwungen haben, ihre Sprache und ihre Traditionen abzulegen und unsere anzunehmen, obwohl Griechisch die vorherrschende Sprache in der östlichen Welt ist. Dazu kommt der Streit mit den Römern um Armenien.« Er nahm einen Schluck Wein. »Ich fürchte, wir haben uns ein bisschen übernommen. Vor allem mit Armenien. Rom und Parthien sind wie zwei Hunde, die sich um einen Knochen streiten.«

Der Schatzmeister hüstelte höflich, ehe er sich zu Wort meldete. »Ich möchte trotz allem doch darauf hinweisen, dass der Knochen uns gehört. Die römischen Eindringlin-

ge haben kein Recht, ihn für sich zu beanspruchen. Die meisten Angehörigen der armenischen Oberschicht sind mit uns blutsverwandt. Armenien war dem Partherreich seit Jahrhunderten treu verbunden, bis die Römer ihren Blick nach Osten wandten.«

»Ich glaube, wir sind uns alle darin einig, dass Rom kein Anrecht auf Armenien hat. Dennoch erheben die Römer Anspruch auf das Land, und wenn es zum Krieg kommt, werden sie es erobern. Ich habe viel über die Schlagkraft der römischen Legionen gehört. Wir werden ihnen nicht standhalten können.«

»Nicht in offener Feldschlacht, mein Prinz. Aber wenn wir einer direkten Konfrontation aus dem Weg gehen, können wir sie zermürben und sie im richtigen Moment vernichtend schlagen. So wie Jagdhunde einen Bären töten. Habe ich nicht recht, General?« Abdagases wandte sich, Unterstützung suchend, an Sporaces.

Der General dachte einen Moment nach, bevor er antwortete. »Wir haben die Römer in der Vergangenheit mehrmals besiegt. Damals sind sie ohne ausreichende Kenntnis des Landes und ohne entsprechenden Nachschub in unser Gebiet einmarschiert. Sie kommen eher langsam voran, selbst wenn sie ohne großen Tross und schwere Belagerungswaffen unterwegs sind. Unsere Einheiten sind viel schneller, besonders unsere berittenen Bogenschützen und Kataphrakten. Wir können es uns leisten, sie kommen zu lassen, bis sie ihre Kraft und ihre Vorräte erschöpft haben. Aber diesen Vorteil haben wir nur, wenn sie die Konfrontation in den Wüstengebieten und Flussebenen Mesopotamiens suchen. In Armenien sieht die Sache anders aus. In dem bergigen Gelände sind die römischen Fußsol-

daten gegenüber unseren Reitern im Vorteil. Ich fürchte, Prinz Vardanes hat recht. Wenn die Römer Armenien wirklich einnehmen wollen, werden wir es nicht verhindern können.«

»Da hört ihr's!« Vardanes schnippte mit den Fingern. »Ich habe es euch gesagt.«

»Trotzdem möchte ich eines hinzufügen«, fuhr Sporas fort. »Wenn die Römer tatsächlich in Armenien einmarschieren, müssen sie eine entsprechende Truppenstärke aufbieten. Ihre Soldaten sind zwar die besten auf der Welt, aber sie können nicht an zwei Orten zugleich sein. Wenn sie nach Armenien ziehen, müssen sie Syrien vernachlässigen. Wir können das natürlich nicht ausnutzen, um Syrien auf Dauer zu erobern. Dafür reichen unsere Streitkräfte nicht aus. Das Partherreich wird niemals stark genug sein, um Rom zu vernichten, genauso wie Rom niemals genug Soldaten haben wird, um Parthien zu erobern und zu besetzen. So war es immer, und so wird es immer sein, mein Prinz. Es ist ein Krieg, den keine Seite gewinnen kann. Deshalb ist eine friedliche Lösung der einzige Weg.«

»Frieden!«, schnaubte Vologaeses verächtlich. »Wir haben versucht, mit den Römern Frieden zu schließen. Wir haben alle Verträge eingehalten, die wir mit ihnen abgeschlossen, aber diese verfluchten Römer haben sie immer wieder gebrochen.«

Vologaeses runzelte frustriert die Stirn, während er einen Moment lang nachdachte. »Und deshalb müssen wir in der Armenienfrage sehr bedächtig vorgehen.«

Er wandte sich an den Gesandten seines Bruders. »Mithrax, du hast noch gar nichts gesagt. Hast du keine Mei-